

Nun möchte ich aber doch nicht behaupten, dass man durchaus für α zwei schreiber annehmen müsse, deren erster bis ca. 1040 geschrieben hätte. Ich kann mir die möglichkeit vorstellen, dass ein und derselbe mann in der zweiten hälfte seiner tätigkeit nachgelassen und sich mit nur spärlicheren änderungen begnügt hätte. Muss man doch auch für den ersten teil ein verschiedenartiges verfahren des verfassers von α zugeben, welcher nur in av. 6—11 (str. 324—666) in grossem umfange strophen ausschied und andererseits von str. 292—470 und von 939—1004 die einschneidendsten umarbeitungen von lesarten vornahm. Ebensogut wie diese verschiedene behandlungsweise im ersten teil kann man ihm wol auch die grössere zurückhaltung im zweiten teil zutrauen.

HEIDELBERG.

WILHELM BRAUNE.

ZU DEN TRIERER ZAUBERSPRÜCHEN.

In der Zs. fda. 52, 169 ff. hat Edw. Schröder die von F. W. E. Roth in einer Trierer hs. des 10. jh.'s gemachten althochdeutschen funde sorgsam herausgegeben und mit einer interessanten untersuchung und würdigung versehen. Neben einer reihe von glossen, die überwiegend pflanzennamen bieten, sind es vor allem zwei zaubersprüche, welche zu den bekannten in Denkm. 4 enthaltenen alten stücken als neue wichtige glieder hinzutreten. Der zweite, umfänglichere spruch ist in prosa und hat das thema des altsächsischen spruches Denkm. 4, 4, gegen die lahmheit (alts. *spurihelti*) eines rosses. Der erste, gegen blutfluss, ist kürzer, bietet aber insofern erhebliches interesse, als er mit dem reime geschmückt ist und dadurch sehr bedeutsame perspectiven eröffnen würde, wenn er wirklich so alt wäre, wie Schröder annehmen möchte. Aber dagegen muss ich einige einwendungen machen.

Schröder setzt das original unserer ahd. aufzeichnungen in das erste viertel des 9. jh.'s, ja er möchte sogar sagen 'um

800'. Dazu veranlasst ihn die correcte bewahrung des anlautenden *h* vor *n*, *r*, *w* (für *hl* fehlt zufällig ein beleg). Und in der tat wäre der beweis für ein rein hochdeutsches denkmal zwingend. Es gilt daher den sprachcharakter der stücke darauf hin zu prüfen. Zunächst ist es sicher, dass das hochdeutsch unserer stücke dem fränkischen angehört und — nach dem zwischen vocalen unverschobenem *d* — speciell dem rheinfränkischen oder mittelfränkischen dialekt. Aber es sind deutliche spuren des niederdeutschen darin vorhanden. Das hat natürlich auch Schröder festgestellt. Jedoch will er die niederdeutschen einflüsse nur auf einen bestimmten teil begrenzt wissen und das übrige für rein fränkisch halten.

Die uns berührenden eintragungen vorwiegend lateinischer sammlungen medicinischen inhalts sind von mehreren (drei?) händen des 10. jh.'s auf die unteren und oberen ränder einer hs. lateinischer glossare bewirkt worden. Die deutsches enthaltenden stücke wollen wir nach ihrer reihenfolge in der hs. mit A—E folgendermassen bezeichnen:

A. Deutsche glossen (50 stück) des nachtrags (Schröder s. 180 ff.): auf den oberen rändern von bl. 4—9 der hs.

B. Erster zauberspruch: bl. 19b.

C. Nomina olerum: bl. 24b—27b, ein deutsches glossar (61 glossen), welches sehr ähnlich schon aus drei andern hss. bekannt ist (Ahd. gll. 3, 512 ff.).

D. Nomina herbarum. 16 deutsche glossen bl. 34—36b.

E. Zweiter zauberspruch: bl. 36b.

Von diesen stücken hat C die auffälligsten merkmale niederdeutschen einflusses. Unverschobene *tenues* in *afrêta* (5), *hniosuurt* (36), *hanup* (24), *aduk* (41), *fenical* (46), *uuoluuas-sêpa* (53), *uuartā* (55) stehen neben überwiegend verschobenen: so findet sich neben dem einen (*hnios*)*uurt* sechsmal *-uurz* geschrieben. Wo parallelen in Ahd. gll. 3 vorhanden sind; haben sie überall rein hochdeutschen consonantenstand.

Sonstige merkmale des alts. sind aus dem vocalismus, z. b. *-sêpa* 53 (= ahd. *seifa*), *rênivano* 3 (= ahd. *reinivano* Gl. 3, 513, 1), *hardenhôi* 1 (= ahd. *hartenhouwi*, vgl. Gallée, Alts. gr.² § 100); aus dem consonantismus ist besonders die für das alts. so

charakteristische bezeichnung des palatalen *k* durch *ki* in *kieruila* 14 hervorzuheben (dazu Gallée, Vorstudien zu e. alts. wb. s. 171 s. v. *kerbīla*; vgl. Gallée² § 235; Holthausen, Alts. elementarb. § 242); das *v*, *f* = ahd. *b*, z. b. *dufberi* 48 (ahd. *tupbere* Gl. 3, 481, 12), könnte an sich auch mfränk. sein, wie denn der mfr. Cod. Bonn. 218 ebenso *dufbere mora* (Gl. 3, 473, 5) aufweist.

Nur für dieses stück C also erkennt Schröder niederdeutsche bestandteile an (s. 177) und den hergang denkt er sich so, dass eine vorstufe des glossars C, bevor es in unsere medicinische sammlung aufgenommen wurde, durch die hände eines niederdeutschen schreibers gegangen sein müsse. Da er nun die ganze sammlung wegen der durchstehenden *hr*, *hn*, *hw* schon um 800 setzt, so würde das urglossar C noch älter sein, also ein so hohes alter beanspruchen, wie es Schröder selbst auf grund der andern drei bisher vorliegenden hss. nicht für möglich gehalten haben würde (s. 176).

Demgegenüber möchte ich die hypothese begründen, dass die vorlage, aus welcher im 10. jh. die schreiber der Trierer hs. schöpften, in Niederdeutschland entstanden sei. Dann würden die anlautenden *h* vor consonant uns erlauben, diese vorlage in die zweite hälfte, ja ans ende des 9. jh.'s zu setzen und wir wären der mancherlei sprachlichen und literarischen unwahrscheinlichkeiten ledig, zu deren annahme Schröder sich durch seine hypothese gezwungen sieht.

Dass in C die saxonismen besser conserviert sind als beispielsweise in D, ist zuzugeben. Aber hochdeutsche abschreiber, besonders wenn wie hier mehrere hände in betracht kommen, konnten darin sehr wol ungleichmässig verfahren. Und ich muss Schröder gegenüber hervorheben, dass auch in anderen teilen der sammlung merkmale niederdeutscher herkunft unverkennbar sind.

Zunächst in B. Ich setze den deutschen text des zauberspruches her: *Crist uuarth giuund: thô uuarth hê hêl gi ôk gisund, that bluod forstuond: sô duo thû bluod.*

Wenn Schröder diesen spruch, wie den zweiten, für mittelfränkisch erklärt und es für 'sehr wol möglich' hält, dass sie in der vorlage unserer hs. zum ersten male zur niederschrift gelangten, so muss ich dem widersprechen. Wegen des *hêl* und

ôk gibt Schröder auf der folgenden seite (178) selbst zu, dass niederdeutsche (niederfränkische) herkunft des spruches möglich sei. Ich erkläre diesen spruch geradezu für altsächsisch. Für mfr. spricht weiter nichts als die aufbewahrung der hs. in Trier. Im übrigen könnte jeder buchstabe unseres textes ebenso in den hss. C oder V der alts. bibeldichtung stehen. Denn selbst die form *forstuond* für *forstuod* kann (nach *stuond* Alts. gen. 269) in einer alts. hs. aus der zweiten hälfte des 9. jh.'s erwartet werden, wie ja auch im mnd. das analogische praet. *stund* in überwiegendem gebrauche ist.¹⁾ Auch die form des präfixes *for-* passt gut zum alts. (stets *for-* in C, vgl. Gallée § 148, 10), während sie innerhalb des fränkischen 'hauptsächlich ostfränkisch' ist (Franck, Altfr. gr. § 65, 4). Das sprechendste indicium sächsischer sprachform will freilich Schröder durch conjectur wegschaffen, nämlich *gi* 'und', welche form neben häufigerem alts. *ge* auch im Cotton. sich findet. Die verbindung *gi ôk* 'und auch' hat auch im ags. *ge éak* ihre geläufige parallele (vgl. Bosworth-Toller s. v. *ge*). Es wird also der schreiber der Trierer hs. diesen spruch buchstäblich aus seiner alts. vorlage copiert haben.

Anders verfuhr der schreiber des zweiten zauberspruchs E (andere hand?). Dass dieser spruch 'mittelfränkische lautgebung' zeige, muss ich ebenfalls leugnen. Nur ist hier die alts. grundlage mehr ins hochdeutsche umgesetzt. Aber der hochd. schreiber schrieb rheinfränkisch. Sonst würde er nicht dreimal *thaz* gesetzt haben. Das daneben stehende einmalige *it* stammt aus der alts. vorlage, welche auch vollkommen ausreicht, um zwei formen zu erklären, die Schröder (s. 176) für die datierung 'um 800' geltend machen möchte. Das einmalige *antphangana* neben zweimaligem *entphangan(a)* zeigt in der präfixform das normale alts. *and-*, *ant-* (Gallée² § 148, 5), während *ent-* dem rheinfränk. schreiber zufällt. Und der inf. *gi-buo-zian*, der nach Schröder 'merkwürdig altertümlich und bisher fränkisch und für das 9. jh. nicht mehr bezeugt' ist, darf uns als eine umsetzung des alts. *gibuotian* (z. b. Cotton. 5580) nicht weiter verwundern. In der tat wäre selbst für das 8. jh. fränkisch lediglich *gibuozen* zu erwarten, wenn die regel *ja > e*

¹⁾ Der ursprüngliche text des spruches wird *forstuod* gehabt haben.

zu recht besteht. Es ist denn auch im fränkischen kein solcher inf. auf *jan* belegt, ausser natürlich bei den kurzsilbigen *r*-stämmen (*nerian* O, *giterian* Wk etc.), vgl. Franck, Altfr. gr. § 203. Und auch im oberd., wo allein einige wenige infinitive auf *-ian* belegt sind, müssen diese als secundär betrachtet werden (Ahd. gr. § 314, anm. 2). Ein *galaupian* (Exhort. B) ist ebenso (nach *galaupiu*) für älteres *galaupen* (*galauppen*) eingetreten, wie *suntia* statt *sunte* (nach d. sg. *suntiu*, d. pl. *sunteôm*) unter anschluss an *gēba* hergestellt wurde. Es ist bemerkenswert, dass Ra, welches drei infinitive auf *-ian* hat (*ubarhuckian*, *huueckian*, *hrôrian*), gerade auch bei den *jô*-stämmen schon mehrere neue nominative sg. und plur. auf *ia* zeigt, während die älteren glossare Pa und K den nom. acc. auf *-e* aufweisen (Kögel s. 153 ff.) und dementsprechend auch den infin. (von einem *kauuerpian* K abgesehen) stets auf *-en* (*-an*) ohne *j* haben. Im fränkischen aber wäre um 800 ein *gibuozian* undenkbar, und so werden wir gerade diese form als schlagenden beweis sächsischer grundlage für unser stück anerkennen müssen.

Das stück A (Schröders nachtrag) zeigt manche recht junge sprachformen, die schon für die entstehungszeit der hs., wenn diese noch dem 10. jh. zugehört, auffällig erscheinen; so nom. des sw. m. auf *e* statt *o* in *hantfane* manula (d. i. manulea 'langer ärmel'), *rocke* roggen (für *rocko* secale, Graff 2, 433), *galge*, *sadelboge*, *lode* lodix, formen, welche eher ins 11./12. jh. zu weisen scheinen, vgl. den Wiener cod. 804 (aus St. Florian 12. jh. = Graff, Wn. 460), wo auch formen wie *rogke* sigale, sigalo (Gl. 3, 617, 1), *lode* lodix (Gl. 3, 621, 44) auftreten. Aber auch dieses stück zeigt ganz ausgesprochenen sächsischen einschlag: ein *osenere* bucularius (ahd. *ohsinari* Graff 1, 141) ist dafür deutlicher beleg. Auch *kêsekorf* fiscina (mit dem für das alts. so bezeichnenden *ê*, vgl. Gallée, Vorstudien z. alts. wb. s. 172 f.), *lêuuerca* caradrio, *quecbôm*, *fugelclouo* (alts. *fugal*, das ahd. nur im T vorkommt) u. a. sind anzuführen, wozu man nun *huual* balaena (mit *hw* nach der sächs. vorlage) zählen darf.

Es sind allein die 16 glossen des stückes D, welche keine deutlichen merkmale einer sächsischen durchgangsstufe zeigen würden, wenn man nicht das *hn* in *hniesuurtz* 71 als solches ansehen will. Aber abgesehen davon, dass bei so wenigen

worten zufall mitspielen könnte, wäre auch die erklärung möglich, dass der sächsische compiler der vorlage unserer rheinfränkischen schreiber für diese worte eine hochdeutsche quelle ausgenutzt hätte, die dann dem 9. jh. angehören würde. Unter dieser voraussetzung wäre auch das von Schröder s. 177 als so altertümlich angesehene *cuochilo* pastillus (64) für späteres *cuochelîn* sehr wol verständlich. Aber ich halte nicht einmal diese annahme für unbedingt nötig. Die überhaupt nur sehr vereinzelt ahd. deminutiva schwacher flexion auf *-ilo* masc., *ila* fem. (Graff 2, 27) sind allerdings in zusammenhängenden denkmälern nur durch *burgila* castellum (T) für das vorgeschrittene 9. jh. belegt (früher in H. *scalchilo*, *lîchamilo*). Aber man kann doch damit nicht beweisen, dass einzelne in späteren glossen auftretende formen dieser art im 10./11. jh. nicht mehr sprachmöglich gewesen seien. So wenn in cod. Vindob. 1761 (10. jh.) und Clm 14689 (11./12. jh.) die glosse *kizella*, *chizzila* capella (Gl. 3, 442, 15) steht (unmittelbar vorher *keiz* capra); — oder wenn in cod. Par. 9344 (11. jh.) sich *heimelo* grillio (Gl. 3, 446, 56) findet, wofür sonst das gewöhnliche deminutiv *heimilîn* heimchen (Graff 4, 953) und das stammwort *heimo* 'grillus' steht, so wird man doch bedenken tragen müssen zu behaupten, dass nur im 9. jh. noch solche formen vorkommen konnten. Uebrigens hat der cod. Par. 9344, der *heimelo* bietet, starken niederdeutschen einschlag (vgl. z. b. *buc* caper Gl. 3, 446, 24) und ist deshalb auch von Gallée für sein wb. ausgenutzt worden. Es würde also nicht einmal *cuochilo* in unseren glossen so sehr fremdartig dastehen.

Ich glaube also, dass die argumente, welche für ein rein hochdeutsches denkmal die entstehung um 800 erweisen könnten, sich besser mit der annahme vereinigen lassen, dass eine alts. sammlung, die wir uns ca. 900 entstanden denken dürfen, von rheinfränkischen schreibern des 10. jh.'s copiert und ungleichmäßig ins hochdeutsche umgesetzt worden ist. Dass diese schreiber das alts. *hn*, *hr*, *hw* dabei so sorgfältig bewahrt haben, ist allerdings auffällig. Aber genau ebenso auffällig würde das sein, wenn die vorlage eine frühalthochdeutsche aus der zeit des bestehens der anteconsonantischen *h* gewesen wäre.

W. BRAUNE.